

Zwei Silhouetten

Autor(en): **Monnier, Philippe**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **7 (1939-1940)**

Heft 12

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759145>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zwei Silhouetten

Von Philippe Monnier

I. Mademoiselle

Es handelt sich nicht um jene „Mademoiselle“ genannte Herzogin von Montpensier, Tochter des Gaston d'Orléans und Nichte Ludwigs XIII., welche Lauzun geliebt und die „Ile invisible“ geschrieben hat; auch nicht um Mademoiselle de Charolais, die Schwester des Herzogs von Bourbon, noch um die ältere Schwester von Monsieur, noch um die Cousine des Dauphin, noch um die Nichte des Königs, oder um irgend eine Prinzessin aus dem Hause Frankreich, sondern einfach um unsre Schullehrerin.

Unter ihrer Fuchtel waren wir alles in allem etwa zehn unausstehliche kleine Jungen: denkbar schmutzig, denkbar ungezogen; auch hatten wir es schon gehörig hinter den Ohren, besaßen Schnüre, Zündhölzer, Murmel, Federn, Bildchen, Karamellen, Pechstücke, ein Taschenmesser, aber kein Taschentuch.

Und dann waren da noch die Mädchen.

Mademoiselle war ausserordentlich reinlich: Hände, Nägel, Kleider, alles. Ihre Sachen befanden sich stets in vollkommener Ordnung: Und Gott weiss, was für hübsche Dinge sie ihr eigen nannte! Mit ihren glatt gekämmten Haaren, ihren sauber geschriebenen Heften, ihren Büchern, die zur Schonung des Einbandes mit Papier eingeschlagen waren, sass sie auf ihrer Tugend, wie auf einem Thron. Niemals gab es einen Flecken, niemals einen Fehler. In der Mitte ihres Tisches am Fenster sah man drei Paar schöne Scheren, der Grösse nach angeordnet, die blitzten wie Silber. Und wie vorzüglich verstand sie es, Bleistifte zu spitzen, so fein, so spitzig, dass man sich stach.

Wenn wir brav gewesen waren, baten wir sie nur um eine Belohnung: „O Fräulein, spitzen Sie mir meinen Bleistift!“

Und nachher zeigten wir es einander, unter uns und auch den Kindern der andern Schulen — um ihren Neid zu erwecken.

Die Schule von Mademoiselle lag ausserhalb der Stadt, in einem ländlichen Winkel, der heute zerstört ist. Man gelangte dorthin auf einem hübschen Weg unter Bäumen. Die Fenster öffneten sich auf einen Garten, dort gab es eine Pumpe und

einen Apfelbaum. Wenn wir um Erlaubnis baten hinauszugehen, so geschah es nicht um der vermeintlichen Notdurft willen, sondern um uns hinter die Aepfel zu machen. Wir hoben sie aus dem weichen, feuchten Gras und sie waren rotbackig, reif und frisch gefallen während der Nacht. Hinter der Pumpe versteckt, bissen wir tüchtig hinein, dass es krachte. In der Ferne entstiegen die zart violetten Berge dem Morgennebel und aus den Wiesen ertönte Kuhlockengeläut. Nie im Leben werden wir wieder so gute Aepfel essen. Wohl fallen sie noch heute von den Aesten ins Gras der Obstgärten, wohl birgt ihr kräftiges Fleisch noch immer den Duft des Sternen-Taus, aber wir vermögen sie nicht mehr zu sehen und wenn wir sie auch sähen, vermöchten unsre Hände sie nicht mehr wie früher zu ergreifen.

Vielleicht war Mademoiselle nicht sehr gebildet. Und es braucht auch wirklich keine grosse Gelehrsamkeit, um kleinen Kindern beizubringen, dass sie nicht mit dem Finger in der Nase bohren dürfen und nicht sagen sollen: „ich will“, sondern „ich hätte gern“, um ihnen ein wenig Rechnen, Zeichnen, Naturkunde zu lehren, einiges von den fünf Erdteilen, die intransitiven Verben und die mit den Hilfszeitwörtern „sein“ und „haben“ konjugierten Verben. Vielleicht war Mademoiselle auch nicht sehr schön. Und mit den zehn Franken Schulgeld, die wir ihr monatlich zahlten, konnte Mademoiselle auch nicht sehr prächtig gekleidet sein. Aber uns erschien sie stets als die Anmutigste, Herrlichste und Gelehrteste dieser Welt.

Wir fanden, sie sei gerecht. Wir sagten untereinander: „Fräulein ist gerecht“. Und dieses Wort „gerecht“ verkörperte in unsern Augen sowohl die Weisheit der Antike, als auch jegliches Wissen, alle Güte und Schönheit. Keine Grazie fehlte ihrem unvergleichlichen Glanz, kein Schmuck ihrer göttlichen Vollkommenheit.

Und wenn unsre Eltern bei Tisch im Gespräch einen Gedanken äusserten, der im Gegensatz stand zu dem, was Mademoiselle uns gelehrt hatte, so widersprachen wir zwar nicht, weil wir natürlich eine Ohrfeige befürchteten, aber wir hielten nichtsdestoweniger an unserer Meinung fest, die dahin ging, dass unsre Eltern eine Dummheit gesagt hätten und Mademoiselle Recht habe.

Und dann, die Mädchen. Es waren ihrer drei oder vier, mit dem Zopf auf dem Rücken, mit Augen, die sich nach allen Winden drehten, mit nackten, lebendigen Beinchen unter den kurzen Röcken. Louisa war die Freundin von Bourru. Bourru war der Mann, der eine achtstellige Zahl ohne Fehler zu teilen vermochte. Ueberdies konnte er lügen, lügen wie kein zweiter. Er log mit einer solchen Unbefangenheit, mit einem so ehrlichen Gesicht, dass niemand den mindesten Zweifel zu hegen im Stande gewesen wäre. So vortrefflich log er, dass jeder unwillkürlich dachte: „Welch' aufrichtiger Knabe!“ Was mich anbelangt, so liebte ich Eudoxie. Andere wieder liebten Augusta. Und für uns alle war es das höchste der Vergnügen, die Mädchen zu Fall zu bringen.

Unser Schulweg führte einem kleinen Bach entlang, der neben einer Hecke herlief, mitten durch Wiesland. Das Gras dieser Wiesen war sehr lockend, sehr grün, im Frühling mit gelben, blauen und weissen Blumen besät. Und doch war es heimtückisch, dieses Gras, denn es bedeckte einen schwarzen, tiefen und dicken Schlamm. In diesen Schlamm aber galt es die Mädchen zu stürzen.

Deshalb war man schon am frühen Morgen sehr freundlich zu ihnen. Man blies ihnen ein, wenn sie ihre Aufgaben nicht konnten. Man gab ihnen einen Schnitz Birne oder eine halbe Fruchtkaramelle. So wurden sie zutraulich und folgten uns ohne Furcht, wenn die Schule aus war. An der schlammigsten, widerlichsten Stelle angelangt, dort, wo wir schon am Morgen sorgsam eine kleine Falle versteckt hatten, begannen wir plötzlich zu springen, als wollten wir einen Schmetterling haschen... Ganz vergnügt sprangen sie hinter uns her und fielen auch schon in den Schlamm, Pfauenschreie ausstossend, denn sie hatten sich ja nur wenig weh getan. Wir fanden das äusserst komisch.

Manchmal luden wir unsre Kameraden ein, das Schauspiel mit uns zu geniessen. Wir sagten: „Sei um zwölf Uhr dort, du wirst sehen, wie fidel es ist!“ Und die andern Buben erfasste der Wunsch, auch in diese Schule zu gehen, wo die Mädchen so am Narrenseil geführt und die Bleistifte so schön gespitzt wurden.

Nun sind diese kleinen Mädchen verheiratet. Wir begegnen ihnen manchmal auf der Strasse oder in Gesellschaft. Sie sind

still und zurückhaltend oder steif und gemessen. Sie haben Kinder, halten eines an der Hand. Wir begehen nicht die Geschmacklosigkeit, die Erinnerung an diese Dinge, an die naive Liebe von einst, in ihnen zu wecken. Wir grüssen sie höflich und sprechen sie an mit „Madame“. Vielleicht haben sie ihren Kummer. Wir haben den unsern. Wann haben wir mehr gelogen: einst, da wir ihnen weh getan, weil wir sie von Herzen liebten, oder jetzt, da unsere gleichgültige Höflichkeit ihnen an der Schwelle der Türen den Vortritt lässt?

Mademoiselle wusste zweifellos nichts davon, dass wir die Mädchen zu Fall brachten.

Sie wusste auch nicht, dass wir ihre Aepfel stibitzten, dass ein Grosser uns das Rauchen gelehrt hatte, dass Bourru log, dass wir für 3.60 Franken eine alte Flinte gekauft, die wir mit Pulver luden, auf die Gefahr hin, uns hundertmal zu töten, dass wir hässliche Wörter kannten, dass wir uns in irgend einem Keller zu schaffen machten, statt zu unsern Eltern nach Hause zu gehn. Wusste sie wohl, dass wir sie aus tiefster Seele liebten?

Wir waren im Grund keine schlechten Kinder, wenn schon Robert, genannt „der Pirat“, einmal sein Zeugnisheftchen weggeschleudert hatte. Nein, schlecht waren wir nicht. Das beweist schon die Tatsache, dass wir alle mit grossem Lärm und einmütig laut heulten, als Mademoiselle uns aus dem Abbé Fleury vom Schicksal der Gladiatoren erzählte, welche den wilden Tieren vorgeworfen wurden. Und alle besaßen wir ein und dasselbe Ideal und das war: Mademoiselle gleichzukommen. Wie hätten wir uns gewünscht, genau ihre Aussprache zu besitzen, so reinlich wie sie zu sein, in ihrer Musterschrift schreiben zu können, die Grundregeln zu wissen, es fertig zu bringen, so wie sie Blumen zu zeichnen und Bleistifte zu spitzen! Vor allem aber hätten wir uns gewünscht, von dieser herrlichen Würde umstrahlt zu sein, und die beneidenswerte Ueberlegenheit zu haben, welche im geringsten ihrer Worte und in der bescheidensten ihrer Gebärden zum Ausdruck kam. Wir hatten noch nie eine Königin gesehen. Aber das machte nichts, war es doch so gut, als hätten wir eine Königin gesehen. Denn die Königinnen in den Geschichten, die Königinnen aller Länder, stellten wir uns vor mit den Zügen von Mademoiselle. Und in unsern Träumen erschien uns unsere Schullehrerin im Hermelinmantel, ein gol-

denes Szepter in der Hand und auf dem Haupt eine goldene Krone.

Es war für uns die goldene Zeit.

Ob es auch die goldene Zeit für Mademoiselle gewesen ist? Das frage ich mich heute.

Da sie uns vollkommen schien, hielten wir sie für glücklich. Vor allem hielten wir sie für glücklich, weil wir selber glücklich waren. Aber vielleicht vereinigte sie doch nicht so restlos alle die guten Eigenschaften, die unsre unbegrenzte Bewunderung ihr verlieh. Ohne Zweifel musste ihr dieses einförmige Dasein mühselig erscheinen, ohne Liebe, ohne Luxus, nur der Erziehung von kleinen störrischen Eseln gewidmet, die immer wieder andere waren und doch immer dieselben blieben. Ohne Zweifel träumte sie, den Blick auf ihre Scheren geheftet, von höheren Freuden, als diejenigen es sein konnten, schulamtlich vorgeschriebene Diktate zu diktieren; ohne Zweifel hätte sie ihre liebkosende Stimme lieber andern zärtlichen Worten geliehen, als denen der „beiden Tauben“ von La Fontaine, die uns immerhin schmerzlich genug das kleine Herz zusammenpressten.

Es gehört eine grosse natürliche Vornehmheit, eine seltene Höhe des Geistes dazu, um die ganze Schönheit zu erfassen, die in dem edlen Beruf der Schullehrerin liegt. Besass Mademoiselle den Sinn dafür? Das werden wir niemals erfahren. Sie jammerte vielleicht, klagte wohl auch ihr Schicksal an und sah vor sich nichts als die eintönige, graue, endlose Strasse, ohne neue Freuden, ohne unbekanntes Genüsse. Und vielleicht dachte sie, ihre Jugend welche ohne Frucht dahin und in der Stunde des Sterbens werde sie ein ungenütztes Leben hinter sich lassen. Wer wird ihr jemals danken für die Mühe, die sie sich gegeben, für die Anstrengungen, die sie gemacht?

Keiner hat ihr je seine Anerkennung ausgesprochen. Niemand hat ihr die Grösse ihrer Mission gezeigt. Vor allem aber hat ihr niemals einer gesagt, sie gleiche einer Königin und sei sehr weise, sehr gerecht und sehr schön. Wir allein hätten ihr dies sagen können, wenn wir es gewagt hätten. Aber niemals wären wir dieser Kühnheit fähig gewesen. Wir verhielten uns ganz still vor ihr, bezaubert von so viel Schönheit, einfältig im Angesicht eines so grossen Wissens. Trat sie einmal aus dem

Rahmen ihres Programms heraus und befragte sie uns über uns selber, so fühlten wir uns wie auf einem Fehler ertappt, wurden sehr rot und blieben stumm. Sie hat ihr Leben verbracht ohne zu wissen, dass wir für sie durchs Feuer gegangen wären, dass das geringste ihrer anerkennenden Worte uns acht glückliche Tage bereitete und dass unsere unermessliche und verschwiegene kindliche Verehrung sie auf einen Thron erhob, auf den weder die Liebe eines Mannes, noch der Traum eines Dichters je eine Frau zu heben vermochte.

So blieben wir zwei Jahre, drei Jahre bei Mademoiselle, eng geschart, innig glücklich und assen ihre Aepfel und tranken ihre Weisheit. Unser aller Dasein war ein und dasselbe. Es bestand aus den gleichen Tagen, die alle von derselben Länge, von derselben Farbe waren. Und als wir dann ein wenig grösser geworden, das heisst, ein wenig grössere Taugenichtse, ein wenig ärgere Schlingel, mussten wir ihr Lebewohl sagen, sehr kühl sagten wir ihr Lebewohl — wegen unserer grossen Herzensbeklemmung.

Von da an verloren wir sie aus den Augen und vergassen sie sehr rasch.

Seither haben wir erfahren, dass sie gestorben ist. Weder wissen wir an welchem Ort, noch in welchem Jahr, noch auf welche Weise. Es wäre leicht für uns, dies zu erfahren. Wir müssten uns nur an die Auskunftsstelle wenden. Jedoch, wir werden es nicht tun. Niemand wird sich dieser bescheidenen Anstrengung unterziehen, die ihm ermöglichen würde, einen Kranz auf ein vergessenes Grab zu legen. All diese Dinge liegen so weit zurück in der Vergangenheit! Und unser gegenwärtiges Leben ist so überhäuft mit allerhand Geschäften.

Und traurig wie der Tod ist diese von uns teils gewollte, teils erduldeten Gleichgültigkeit, die das Leben über uns verhängt, sodass wir die nicht mehr lieben, die uns geliebt haben und nicht einmal wissen, wo sie ruht, die wir vergötterten gleich einem Idol, mit der wir die Tage des Schnees, der Sonne und der Freuden verbracht, sie, die es so vorzüglich verstand, unsere Bleistifte zu spitzen und für die wir Gott um seinen Segen anflehten in unsern Kindergebeten.

II. Die törichte Jungfrau

Wir sassen um einen Tisch, in einem städtischen Café. Wir waren fröhliche junge Menschen, mit kleinen Schnurrbüchchen und grossen Träumen; wenn wir lachten, lachten wir so herzlich, dass Fensterscheiben und Kerzendochte zitterten. Und es herrschte grosse Kälte, denn es war Winter und der Wind fegte durch die Strassen.

Da trat sie ein.

Es war eine jener Frauen, die mit der Guitarre unterm Arm und einem abgetragenen Schal auf dem Rücken von Tür zu Tür wandern, um kleine Lieder zu singen. Einige kannten sie. Andere nicht. Aber alle schrien wir: Hinaus!

Wir schrien: hinaus! weil wir versammelt waren, um unter uns zu sein und durch keinen lästigen Eindringling gestört, durch kein Elend gerührt sein wollten.

Dennoch trat sie ein, ganz armselig, ganz demütig, vom Leben zerschlagen, schlotternd vor Kälte. Sie war aus Italien, man sah es wohl, denn unsre alten Mütterchen haben nicht dieses Aussehen von Hexen in schlüpfenden Galoschen. Auch die Aermsten unter unsern Alten besitzen noch etwas Gestricktes und eine anständige Kopfbedeckung; auch im äussersten Elend bleibt ihnen ein Schein von Ehrbarkeit; das Ansehen, welches das Alter geniesst, ist ihnen nicht unbekannt. Diese aber war nur noch ein Haufen Scherben ihrer einstigen Tollheit und eine zersprungene Schelle. Aber man konnte erkennen, dass sie viele Tränen vergossen haben musste, waren doch ihre Gesichtszüge wie aus Marmor, den das Wasser polierte.

Zuerst zeigte sie sich nicht eingeschüchtert durch unser Hohngelächter. Ohne sich abschrecken zu lassen, kam sie näher, mit dem zerknirschten Lächeln einer Alten, die gewöhnt ist an einen solchen Empfang. Sie tat, als wäre unser Lärm nur ein Spass, aber es war Verstellung, denn sie verstand nur zu gut, dass man sie ein für allemal hinausjagte, weil sie alt und reizlos war.

Das Geschrei ward noch stärker: Fussgetrampel kam hinzu, Stöcke wurden geschwungen, Pfiffe schrillten und Tiergebrüll erdröhnte. Es gab einen grossartigen Höllenlärm, in dem sich unsre geräuschvolle Jugend schäumend austobte.

Unter diesem Getöse blieb sie verängstigt stehen. Ihre Finger begannen zu zittern und ihre vom künstlichen Licht und von Tränen geröteten Augen öffneten sich ganz gross, blicklos. Sie fühlte, wie kraftvoll, wie eng verbündet und gewalttätig wir waren und dass sie selbst nichts war als ein armes Wrack, von den Fluten ans Ufer gespült und von Knaben wieder weggestossen. Unbeweglich stand sie und senkte die Augen. Ihr Lächeln erlosch. Dann ging sie ganz gefügig hinaus.

Nun waren wir frei und unter uns, wie wir es gewünscht hatten. Als jedoch die Türe hinter dem Eindringling zugefallen war, nicht ohne uns zuvor einen Schwall eisiger Luft entgegenzuwehen, entstand eine grosse Stille und eine Art Beklemmung.

Da erhob sich Blaise. Ich erinnere mich so gut an Blaise. Er hatte eine helle Stimme und Augen, die lachten vor Güte. Wenn er sich in den Gasthöfen auf dem Lande niedersetzte, so scharten sich allsogleich Hunde und kleine Kinder um ihn. Nun ist er tot und an dem Tag, da wir ihn auf den Friedhof begleiteten, haben wir auch unsre Jugend mit ihm begraben.

Blaise erhob sich und ging hinaus. Man hörte seine helle Stimme über den Schnee weg das arme Mütterchen herbeirufen und er kam mit ihr zurück und reichte ihr den Arm. Er war jung und strahlte vor Glück und Gesundheit. Sie war alt, vom Leben abgenutzt und hing nur noch an einem Faden an diesem Dasein.

War es der komische Anblick dieser beiden, oder war es, weil wir uns schämten über unsere nur zu wohl gelungene Rüpelei, als wir sie sahen, begannen wir in die Hände zu klatschen.

Und der Lärm wurde noch grösser als zuvor. Gläser klirrten aneinander; Staubwolken erhoben sich vom Fussboden und ein Kellner eilte herbei, weil er fürchtete, der Boden werde eingetrampelt.

Die Alte hatte sich gesetzt. Blaise bediente sie freudig, mit Wohlwollen und leicht betontem Respekt. Er sprach sie an mit: „Madame“. Er fischte für sie schöne Zitronenscheiben aus der Punsch-Bowle. Denn Blaise war zuvorkommend gegen alle Frauen, mochten es Dienstmädchen, Bäuerinnen oder Strassenbettlerinnen sein. Man lachte ihn deshalb sogar ein wenig aus.

Ohne Zweifel waren wir sehr jung, das heisst sehr roh. Ohne Zweifel war diese Frau ein armes Geschöpf, durch manchen Sumpf geschleppt und alle Stufen der Leiter hinuntergestiegen, zu jedem Beruf erniedrigt: jetzt verdiente sie ihr Brot, indem sie zur Guitarre sang. Mochte sie aber noch so tief gefallen sein und mochten wir uns noch so rüpelhaft benommen haben, kaum dass sie an unserm Tische sass, in unsrer Mitte, fühlten wir uns verändert. War sie doch, trotz allem, eine Frau.

Sie trank den starken Punsch, der sie in der Nase kitzelte und husten machte. Sie war etwas ängstlich geworden, überrascht durch die Freundlichkeit, die ihr diese Männer bezeugten, an die sie so lange Zeit nicht mehr gewöhnt war. Ihre Finger waren mager. Sie sass aus Bescheidenheit nur auf der Kante ihres Stuhles.

— Singen Sie doch! — sagte man ihr.

Und sie sang.

Sie sang die Weisen ihres Heimatlandes Italien, sehr alte, melodische, frische Weisen, lachende, gleitende Weisen, die nur leichte Spuren in der Seele zurücklassen, einen spritzenden Gischt, wie die schlanken Segler auf den Fluten des Meeres. Sie sang korrekt, mit Methode, nach sichern Grundsätzen. Man fühlte, dass sie einst bei einem tüchtigen Gesangsmeister gelernt hatte und erriet, dass sie wohl an einer Bühne gewesen. Aber heute besass sie nur noch ein Stimmchen, so dünn wie die Stimme jener kleinen wohlgekämmten Mädchen, die in der Schule aufrecht vorsingen müssen. Und von den runzlichen Lippen, die einer vertrockneten Blume glichen, drangen diese so jungen Weisen mit unbeschreiblicher Melancholie ins Herz. Zum ersten Mal verstanden mehrere unter uns, dass nichts Bestand hat auf dieser Welt, in der die Rosen welken und die Vögel weiterziehn; wir verstanden, dass unsre Jugend entgleiten werde wie die Rosen, wie die Vögel; und dass diese Jugend später, wenn wir sie wieder erwecken wollten, nichts weiter wäre, als ein kleines Lied auf welken Lippen.

Singen! Diese Zikade hatte ihr Leben lang gesungen. Man sah ihr an, dass sie nie etwas anderes gekonnt hatte als singen. So viel hatte sie gesungen, dass ihr der Atem ausgegangen war. Vor Königen vielleicht, vor Fürsten, vor Sälen mit hellen Toi-

letten, mit Lichtern und Edelsteinen hatte sie gesungen, verehrt wie eine Göttin. Wenn sie erschien, im Glanze ihrer Jugend, trat von selber Stille ein und der Beifall, die Blicke und die Begierde der Männer stiegen an ihr empor wie Opferrauch. Den ganzen Sommer lang hatte sie unbekümmert die Perlenkette ihrer Triller vergeudet, hatte gelacht, schamlos in ihrer Schönheit, voll Verachtung für das Künftige; den Samen ihrer verschwenderischen Jugend hatte sie in alle Winde gestreut und den letzten Tropfen Oel aufgebraucht in Festen und Gelagen. Und dann, beim Einbruch der Dunkelheit, besass sie kein Oel mehr, auf dass es lichter werde um sie her. Und als der kalte Nordwind blies, sah sie sich ohne Vorrat für den Winter. Mit der Guitarre unterm Schal ging sie betteln für ihr Leben und von den Jünglingen wurde sie mit Hohngelächter empfangen.

War sie sich bewusst, ein Gespött geworden zu sein, sie, ein Geschöpf der Freude, das nur für die Freude gelebt und sie überlebt hatte? Eine törichte Jungfrau, verstand sie nicht zu sterben, da der Frühling zu Ende war. Als die Myrthen im Walde welk geworden, ging sie noch immer ihren Weg, doppelt verirrt jetzt in Winter und Alter, ein zerbrechlich Ding, ein unnützes Ding, ohne Stätte, ohne Sinn auf dieser Welt, ohne Grösse, es sei denn die beredte Grösse ihres Elends. Aus ihr war kein ernster fruchtbeladener Herbst gereift. Auch nicht ein klarer, reiner Winter, gefasst und still wie das Grab. Sie war nur ein welker schmutziger Lenz, ein Narrenstab mit befleckten Bändern, den man im Kehricht des Aschermittwochs findet, während wir Jungen kühn und frech in ungehemmtem Lauf den Pfad der Hoffnung hinanstürmten.

Und siehe da, es erfasste uns ein Mitgefühl für diese Genossin eines Abends, die vom Leben nur das annehmen wollte, was wir selber von ihm verlangten: Fröhlichkeit und Gesang. Sie war die Schwester unsrer Seelen. Sie war wie unsre Jugend, die plötzlich alt geworden wäre. Auch eine Art Warnung war sie uns: die schlimme Endstation des Freudenwegs an die Schwelle der Bahn gesetzt.

Wir horchten und waren traurig geworden. Die leichten blühenden Weisen lösten einander ab auf den grauen Lippen.

Wo mochte der Weg ihrer Armut sie entlang geführt haben? Welches war die Odyssee dieses Lebens? Wie mochte sie ge-

schmeckt haben, die Bitterkeit der ersten vergossenen Tränen, da sie das Elend nicht mehr meistern konnte und seine Sklavin geworden war? Wenn sie hätte reden können! Wenn sie gewusst hätte! Aber sie wusste nichts. Man hatte sie nur das Singen gelehrt, um den Männern zu gefallen, aber heute gefiel sie ihnen nicht mehr. Das blühende Fleisch ihrer Arme war vertrocknet, die Leuchte der Augen erloschen unter den eingeschrumpften Lidern. Die Zähne, die einst mit so viel Wonne in saftige Äpfel gebissen, waren einer nach dem andern ausgefallen, der Mund eingesunken und von einem Netz von Fältchen und Runzeln umringt. Ein Kopftuch bedeckte ihr Haupt. Ihr Leib bestand nur noch aus Knochen und Haar. Allzuschöne Ringe blitzten an ihren Ohrläppchen und Jünglinge boten ihr wie ein Almosen ihre Duldung dar. Weshalb dies alles? War es ihr Fehler? Ist es denn ein Fehler, alt und hässlich zu sein?

Nachdenklich hörten wir ihr zu. Irgendwo gab es unsere Mütter. Angesichts dieser weissen Haare auf dem Pfad der Abenteuer, vor diesem Spielzeug, das nicht mehr ergötzte, gedachten wir unserer Mütter. Sie waren würdig und heilig. Sie hatten uns.

Aber diese hier, die irrende Zikade in unsrer Mitte, besass keinen Sohn, sie zu segnen; selbst wir Jünglinge waren für sie Männer und keine Söhne.

Man sah es nur zu gut.

Als sie fertig war mit Singen, bemühte sie sich, uns wohlgefällig zu sein, uns zu danken, uns als Fremde angenehme Gesellschaft zu leisten und aus dieser Dankbarkeit heraus wagte sie einige jener Spässchen, die rohen Menschen behagen und eine Schar junger Leute ist ja meistens roh genug. Das war aber so traurig: trauriger als die Lieder der entschwundenen Liebe, trauriger als der Anblick dieser elenden Vergangenheit, trauriger noch als der vom Winde zerfetzte armselige Schal.

Niemand antwortete ihr. Sie ermass ihre Schande und warf uns den jammervollen Blick dessen zu, der nahe daran ist, in Schluchzen auszubrechen.

Ihre Hände klammerten sich jetzt um die Gitarre fest, wie in Bereitschaft, sie zu verteidigen. Sie hatte Augen wie ein Tier, das an Schläge gewöhnt ist, dem Güte nur als List er-

scheint. Sie war misstrauischer geworden und sagte nichts mehr. Man sah deutlich, dass sie sich auf irgend einen grausamen Scherz gefasst machte, dem diese grosse Liebenswürdigkeit nur als arglistiges Vorspiel dienen sollte.

Kurz zuvor, da wir sie ausgepiffen, lächelte sie, weil das ja selbstverständlich war. Nun aber, da wir ihr zuhörten, ohne ihr weh zu tun, setzte sie sich in Verteidigung. Sie hatte den Kopf gesenkt vor ihrem leeren Glas und wartete.

Da begann Blaise sie mit seiner liebevollen Stimme auszufragen. Er suchte die Furcht, in der sie sich sträubte wie ein Igel, zu besänftigen. Wie in einen wattierten Mantel wickelte er sie in seine Herzlichkeit.

Zuerst antwortete sie nicht, sie wusste nichts mehr. Gar nichts vermochte sie zu finden auf dem Grund ihrer mit kalter Asche übersäten Erinnerung. Allmählich aber, angesichts der Güte dieser lächelnden Augen, unter der Liebkosung dieser Stimme, die wie eine Umarmung war, kam ihr die Erinnerung wieder und sie begann zu sprechen. Was aber aus so vielen begrabenen Jahren an der Oberfläche ihrer Seele auftauchte, das waren nicht ihre Triumphe, nicht ihre Liebe, nicht ihre Tollheit noch ihr Glück, noch jene Küste aus Sand und Schlamm, die von der Flut des Lebens angeschwemmt und fortgerissen wurde, nein, es war die Zeit, da sie ganz klein gewesen, in ihrem Vaterhaus, in ihrer Familie, als sie im Schoss der Felder und Wiesen die Gänse hütete. Wie wir war sie ein Kind gewesen; wie wir war sie von einer Frau in Schlaf gesungen worden; sie hatte in ihrem Herzen dieselbe Zärtlichkeit gefühlt wie wir. Das war geblieben. Das war nicht gescheitert durch alle Schiffbrüche hindurch. Das blieb Wahrheit, beständige, dauerhafte Wahrheit. Daran erinnerte sich diese aufs Pflaster geworfene alte Frau.

Als wäre die Zeit unverrückt geblieben und alles, was sie von ihrer Kindheit trennte, nur Illusion gewesen, erzählte sie uns tausend belanglose kleine Dinge aus jener fernen und doch gegenwärtigen Epoche: von einer Vogelfalle, die ein Junge ihr geschenkt; von ihrem Bruder, der zu Pferd als Soldat ausgezogen war mit Säbel und Federbusch; von den schönen Prozessionen, die ihr Dorf am Fronleichnamfest veranstaltete; von einer Prozession, an der sie selber Teil genommen, an der Spitze des Zuges, in weissem Kleid, eine Kerze in der Hand

und auch von ihrer ersten Kommunion in der Dorfkirche, die nach Buchsbaumholz duftete.

Diese leichte Seele einer singenden Zikade hatte alles übrige vergessen, alles Schlimme, das sie begangen haben mochte, alle Irrwege, in die ihr Schicksal sie verstrickt hatte. Würde sich Gott wohl ihrer erinnern, da sie sich seiner nicht mehr erinnerte? War dies alles überhaupt geschehen? War es böse gewesen? Alle diese Dinge erzählte sie uns.

In diesem Stadtcafé, in dem auch wir verloren waren, fühlten wir uns enger verbunden, sie, das alte Kind und wir, die Jünglinge. Sie sprach eine Sprache, die wir verstehen konnten. Wir kannten ähnliche Gefühle. Wir hätten dieselben Geschichten erzählen können. So geschah es, dass wir unsre Stühle näher zu einander schoben. Wir fühlten uns wohl. Und der starke Wind blies unaufhörlich.

Auf einmal lächelte sie, wie erfreut. Etwas, das plötzlich ihre Erinnerung durchkreuzt hatte, erweckte in ihr eine Welt uralter, vergessener Eindrücke. Es war ein Lied. Sie fragte, ob sie es zum Besten geben dürfe. Wir riefen „Bravo“.

Dann sang sie dieses Lied, das der Kette leichtfertiger Weisen von Frühling und Liebe, die sie zuvor gesungen hatte, gar nicht ähnlich war. Es war eine ländliche Weise, ein Volkslied, ein einfaches Grossmutter-Lied, wie sie in allen Ländern der Erde vorkommen und zeigen, dass alle Länder der Erde im Grunde gleich sind. Sie hatte es, Gott weiss wo, gelernt und, Gott weiss wann, vergessen und nun fand sie es plötzlich wieder, unter uns, vielleicht dank dem Zusammensein mit uns.

Sie sang es, indem sie leise das Haupt hin- und herwiegte, mit einer Stimme, die stets richtig war, aber keine Triller und Fiorituren mehr hervorbrachte, um allein die uralte Empfindung getreu wiederzugeben. Und da das Lied einen Refrain besass, stimmte Blaise, der es gemerkt hatte, diesen mit frischer Stimme an. Und wir alle folgten seinem Beispiel in warmer Begeisterung.

Als der Refrain zu Ende war, schwiegen wir. Dann erhob sich in der andächtigen Stille die schwache Stimme der alten Sängerin, die noch leiser schien nach unserem fröhlichen Getöse, so leise, dass das Vorüberrollen eines Wagens auf der Strasse sie zugedeckt hätte.

Sie lächelte. Sie war beruhigt. Sie hatte ihren wahren Platz in unserer Mitte und den Kontakt mit uns gefunden. Jeder Abstand zwischen uns war endgültig überwunden. Es standen sich nicht mehr eine Törichte Jungfrau aus Italien und wohlgenährte junge Bürgersöhne gegenüber: es gab nur noch Seelen, die in derselben Sympathie verbunden waren und Herzen, die im Einklang schlugen. Denn es gibt ewige Wahrheiten, die alle Menschen, wer immer sie seien, einander nahe bringen: Wahrheiten, die sich an der Quelle jedes Lebens und an der Wurzel der Menschheit finden.

Nun durfte die Sängerin uns verlassen. Jeglicher Austausch zwischen uns hatte stattgefunden. Sie trug mit sich auf die Strasse und in die Nacht hinaus ein wenig Licht. Wir hatten ihr Besseres gegeben, als unsern Punsch und unsre Jugend: wir hatten ihr unsre Sympathie geschenkt. Sie aber gab uns Glück dafür.

Und als sie sich erhob, um Lebewohl zu sagen — werden wir sie wiedersehen in dieser grossen Stadt, wo niemals ein Tag dem andern gleicht? — da nahm einer seinen Hut ab und machte die Runde in der Versammlung. Wir warfen alles in diesen Hut, was wir besaßen, grosse Kupfermünzen, kleine glänzende Geldstücke, das wenige, das wie durch ein Wunder in unsern Taschen geblieben war, die runden Dinger, die beim Fallen klingelten wie helles Lachen. Auch sie lachte. Und dann, auf der Schwelle der Tür, warf sie uns eine Kusshand zu, ehe sie verschwand.

Ich erinnere mich dieses Almosens. Mein Gott, es war nicht sehr reich. Die Begeisterung, von der wir hingerissen wurden, war nicht sehr edler Natur. Und doch bleibt es wahr, dass von unsrer ganzen Jugendzeit, die so arm an Güte gewesen, diese bescheidene jugendlich spontane Gebärde freudigen Gebens vielleicht das Beste geblieben ist, was wir zustande gebracht haben.

(Autorisierte Uebersetzung von A. M. Ernst-Jelmoli)